

**HEYNE <**

## Das Buch

Joel Ashman, Psychiater und Profiler der Polizei von Seattle, steht in seinem neuesten Fall vor einem Mord, der ihn persönlich trifft: Das Opfer ist Dr. Stanley Kolberg, Joels langjähriger Mentor und väterlicher Freund. Die beiden teilten sich einige Zeit sogar eine gemeinsame Praxis. Doch Kolberg hatte schon immer riskant gelebt. Als Aggressionstherapeut arbeitete er mit hochgefährlichen Straftätern, und seine bizarren sexuellen Neigungen führten ihn ins Rotlichtmilieu der Stadt, wo er ein bekanntes Gesicht war. Ashman nimmt die Ermittlungen auf, und gerät dabei in Lebensgefahr. Jemand versucht mit allen Mitteln zu verhindern, dass er die ganze Wahrheit über seinen ehemaligen Kollegen aufdeckt. Schließlich trifft er auf eine junge Frau, in deren dunkler Vergangenheit der Schlüssel zur Lösung liegt.

»Ein Thriller, der den Leser auf der ersten Seite packt und bis zum Ende nicht mehr loslässt.« *Keith Ablow*

## Der Autor

Daniel Kalla, geboren 1966, arbeitet als Notarzt in Vancouver, Kanada. Als 2003 die erste SARS-Erkrankung in Vancouver beobachtet wurde, war er in der eingesetzten Taskforce vertreten. Diese Erfahrung brachte ihn auf den Gedanken, seinen Roman *Pandemic* zu schreiben. Daniel Kalla ist verheiratet und Vater von zwei Mädchen.

## Lieferbare Titel

*Pandemie – Immun*

DANIEL KALLA

# RAGE – Die Therapie

Thriller

Aus dem Amerikanischen  
von Martin Ruf

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe  
RAGE THERAPY  
erscheint bei Forge, New York



**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 05/2008  
Copyright © 2006 by Daniel Kalla, M.C.  
Copyright © 2008 dieser Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2008  
Fotos: © plainpicture / Deepol; plainpicture / Onimage  
Gestaltung: Nele Schütz Design, München  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-43312-0

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

Für meine wunderbaren Mädchen ...  
Chelsea, Ashley und Cheryl



# KAPITEL 1

»Warum gerade Psychiatrie?«

Diese Frage wurde mir schon oft in den verschiedensten Variationen von Freunden, meiner Familie und sogar von völlig Fremden gestellt. Der Ton, in dem dies geschah, unterstellte meistens, dass ich selbst nicht ganz richtig im Kopf sein konnte, wenn ich Psychiater geworden war. Üblicherweise wies ich solche Andeutungen zurück, wobei meine Reaktion nicht immer gleich höflich ausfiel. Doch als ich jetzt unter der lauwarmen Dusche stand, wurde mir klar, dass ich mir nicht mehr sicher war. Der Platz, den ich in meinem Kopf für psychologische Überlegungen reserviert hatte, war bis zum Bersten gefüllt. Und das galt ebenso für viele meiner Kollegen.

Das Läuten des Telefons riss mich aus meinen Grübeleien. Ich wollte es zuerst ignorieren, doch dann fiel mir auf, dass ich schon seit mehr als einer halben Stunde unter der Dusche stand. Sogar meine Patienten, die unter Zwangshandlungen litten, hätten zugegeben, dass ich inzwischen sauber war. Also trat ich aus der Duschkabine und verließ das Bad.

Ich erreichte das Telefon beim fünften Läuten. Ein Läuten zu viel. Ich wartete, bis die Anzeige für neue Nachrichten aufleuchtete und hörte mir dann die Voicemail an. »Doc, hier ist Dev«, sagte Sergeant Ethan Devonshire von der Mordkommission mit tiefer Stimme und unverwechselbarem Südstaatenakzent. »Dies ist nicht gerade die beste Art, es Ihnen zu sagen,

aber man hat Stanley Kolberg tot in seinem Büro gefunden. Jemand hat ihm in den Hals geschossen und äh . . .« Er beschrieb die Sache nicht weiter. »Wie auch immer, wir sind jetzt am Tatort. Wir könnten Ihre Einschätzung gebrauchen. Können Sie mich auf meinem Handy anrufen, sobald Sie das hier abgehört haben?« Er hielt inne. »Tut mir leid.«

Mein Körper war noch immer feucht, als ich mich auf den Betrand setzte. Das Handtuch hatte ich inzwischen vergessen. Widersprüchliche Gedanken und Gefühle schossen mir durch den Kopf, doch ich konzentrierte mich mit aller Kraft darauf, dass ich in Kürze Dev in Stanleys Büro treffen würde – einem Büro, das ich einst mit dem Opfer geteilt hatte. Es schien mir sinnlos, mich offiziell an dieser Ermittlung zu beteiligen, doch ich wollte den Tatort sehen. Vielleicht stand ich unter Schock, vielleicht war es auch nur morbide Neugier, aber ich musste erfahren, welches Schicksal, das schlimmer war als eine Kugel im Hals, Stanley getroffen und dafür gesorgt hatte, dass Dev seine Beschreibung mitten im Satz abbrach.

Ich stand vom Bett auf und ging zu meiner Kommode. Als ich nach der obersten Schublade griff, fiel mir das Foto ins Auge, das darauf stand. Ich griff nach dem dreizehn mal achtzehn Zentimeter großen Rahmen. Stanley hatte den Schnappschuss von mir und Loren gemacht, als wir auf dem zehn Meter langen Segelboot waren. Wir trugen Schwimmwesten, gaben uns unbeeindruckt und versuchten so zu wirken, als verfügten wir über jede Menge seemännische Erfahrung, doch wir sahen nur dämlich aus. Und glücklich. Ich sah vom Foto zum Spiegel vor mir. Ich hatte noch keine grauen Haare, und die Falten um die Mundwinkel und die Augen waren nur ein klein wenig tiefer geworden. Doch der Spiegel verriet nicht die ganze Geschichte. Ich fühlte mich, als sei ich um ein ganzes Leben gealtert, seit Stanley vor fünf Jahren das Foto gemacht hatte. Ich



glaube nicht, dass Loren in dieser Zeit auch nur um einen Tag gealtert wäre, wäre sie noch am Leben. Und ich vielleicht auch nicht. Mein Gott, wie ich sie vermisste.

Nachdem ich den Bilderrahmen zurückgestellt hatte, zog ich eine khakifarbene Hose an und streifte ein Hemd über, das beim Kontakt mit meiner Haut feucht wurde, und das lag nicht unbedingt an der Dusche. Dann verließ ich das Haus und ging zur Garage. Ich kletterte in den Wagen und sprach mein kleines Gebet. Es funktionierte. Der Motor des silbernen Honda Accord, Baujahr 1988, hustete ein paar Mal, stotterte und verfiel schließlich in sein vertrautes, ungesundes Rumpeln. Morgen würde ich diesen Schrotthaufen loswerden, versprach ich mir selbst. Ich hatte mir dieses Versprechen schon so oft abgegeben, dass es inzwischen zu einem Mantra geworden war.

Ich fuhr in die unterirdische Garage meines ehemaligen Bürogebäudes, die immer noch kein Tor besaß, obwohl sich die Mieter mehrfach beschwert hatten. Mit dem Schlüssel, den ich seit Aufgabe meiner Praxis noch nicht zurückgegeben hatte, öffnete ich die Kellertür. Auch einige Drogensüchtige hatten sich durch diese Tür Zutritt zum Gebäude verschafft – mit einem Brecheisen. Gebäude, in denen sich medizinische Praxen samt ihrem reichen Vorrat an Drogen und Spritzen befinden, wirken auf Junkies so verführerisch wie Pollen auf eine Biene; daher die Beschwerden.

Schon bevor sich im dritten Stock die Fahrstuhlüren öffneten, konnte ich den Lärm hören, der aus Stanleys Büro kam. Ich trat hinaus in den sterilen, von Neonröhren beleuchteten Flur und ging an den Praxisräumen eines Zahnarztes und zweier Ärzte vorbei. Am Ende des Korridors war eine Tür angelehnt. Die beiden Namensschilder, die daran angebracht waren, lauteten: STANLEY KOLBERG, M. D. und CALVIN NICHOL, M. D. Darunter befand sich ein Streifen

ausgebleichter Farbe, der in Form und Größe den beiden Namensschildern entsprach. Dort hatte mein eigenes Schild gehangen: JOEL ASHMAN, M. D.

Ich schob die Tür auf, betrat das Wartezimmer und sah als Erstes die Hasentruppe. Mitglieder der Spurensicherung der Gerichtsmedizin von Seattle tragen am Tatort weiße Overalls, Handschuhe und Überschuhe, dazu weiße Kapuzen, Schutzbrillen und Kopfhörer, die sie wie mutierte Kaninchen aussehen lassen.

Ich sah zu, wie die Mitglieder der Hasentruppe mit Infrarot- und Ultraviolettlampen und weiß Gott welchen anderen Geräten den Boden und die Wände ableuchteten. Für mich sah das Ganze aus wie eine Ostereiersuche, die völlig aus dem Ruder gelaufen war. Aber ich wusste, worauf die Spurensicherung aus war – auf Rückstände aller Art, auf Fasern und vor allem auf Blutkörperchen, Haarfollikel, ein einziges Spermium oder eine winzige Menge DNA, die unter dem Mikroskop zu einer Sozialversicherungsnummer oder einer Postleitzahl führen würde. Sie kümmerten sich nicht um mich, doch das überraschte mich nicht. Ich wusste schon lange, dass Mitglieder der Hasentruppe einem Körper nicht allzu viel Zeit widmeten, solange seine Temperatur über derjenigen seiner Umgebung lag.

Ich folgte dem Lärm, indem ich um die Ecke bog und fast mit Dev zusammengestoßen wäre, der mir entgegenkam. Ethan Devonshire – von jedem außer seiner Frau »Dev« genannt – war groß und breitschultrig und hatte einen leichten Bauchansatz. Sein Gesicht unter dem zerzausten, grau melierten Haar war rund und von tiefen Lachfalten durchzogen. Er hatte leichte Aknenarben und meist ein amüsiertes Funkeln in den grauen Augen. Heute Nacht trug er Jeans und einen Rollkragenpullover. Wie immer war Dev ein wenig zu lässig gekleidet, doch es war schließlich schon nach Mitternacht.

Ein einfühlsames Lächeln erschien auf seinem wettergegerbten Gesicht. »Tut mir leid mit Ihrem Freund.«

Ich nickte ihm dankbar zu. »Kann ich ihn sehen?«

Dev hob die Hand und klopfte mir auf die Schulter. Ich wandte mich in Richtung von Stanleys Büro und machte noch einen Schritt den Flur entlang. »Aber, Doc« – Devs Stimme brachte mich zum Stehen –, »es ist ziemlich grässlich. Sind Sie sicher, dass Sie sich das ansehen wollen?«

Ich nickte und näherte mich Stanleys Behandlungszimmer am Ende des Flurs. Ich blieb erst stehen, als ich die weit geöffnete Tür erreicht hatte.

Ich war schon an schlimmeren Tatorten gewesen, doch jetzt verharrte ich reglos im Türrahmen. Diesmal war das Opfer kein Fremder.

Die schiere Menge an Blut überraschte mich. Es gab nirgendwo mehr eine saubere Fläche, doch das meiste befand sich auf dem Boden. Fast genau in der Mitte des Zimmers hatte sich auf dem grünen Teppich ein schwarzer Kreis gebildet, der Stanley Kolbergs kaum mehr identifizierbare Leiche umgab.

Stanley lag zusammengesackt vor seinem Schreibtisch. Sein Körper war völlig verzerrt, und besonders schockierend war der Anblick seiner Arme. Der rechte ragte schief über seinen Kopf hinaus; offensichtlich war das Handgelenk gebrochen, sodass die Hand nach ihrem eigenen Unterarm zu greifen schien. Der linke Arm war zwar nicht so deformiert, doch auch er ragte in einem unnatürlichen Winkel weit über den Kopf hinaus, wobei die Handfläche nach unten gedreht worden war, als ob die aufgequollenen Finger versuchen würden, den Teppich flach auf den Boden zu drücken.

Mir wurde zunehmend übel, während ich weitere Details registrierte. Stanleys Gesicht war zu Brei geprügelt worden. Es war so viel Gewebe über seine Stirn nach unten gequollen, dass

ich nicht erkennen konnte, ob seine Augen offen waren. Seine Nase zeigte in einem übel anzusehenden Winkel nach rechts, und seine Lippen waren so stark angeschwollen, dass sie so dick wie Bananen wirkten. Getrocknetes Blut klebte in seinem Haar und seinem Bart.

In einer dieser bizarren Assoziationen, die manchmal wie ein Reflex auftauchen, fragte ich mich, warum so viele meiner Kollegen Bärte im Stil Freuds trugen. Es war Stanley gewesen – der von niemandem »Stan« genannt worden war – , der mir die Sache erklärt hatte. »Alle anderen Ärzte tragen eine Art Berufstracht. Operationskleidung, weiße Kittel, Stethoskope oder was auch immer. Das hilft einem dabei, sein Zeug der Öffentlichkeit zu verkaufen. Aber was haben wir Psychiater? Nichts. Also lassen wir uns einen Bart wachsen wie der gute alte Sigmund.« Er lächelte und blinzelte mir verschwörerisch zu. »Und außerdem haben die meisten von uns Psychoklempnern irgendeine beschissene Schraube locker, oder nicht?« Stanley konnte die Dinge so akademisch korrekt formulieren wie jeder seiner Kollegen, doch wenn er etwas betonen wollte, drückte er sich ziemlich salopp aus und würzte das Ganze mit Flüchen.

Eine aufgeregte Stimme riss mich zurück in die Gegenwart. »Haben Sie sich das mal angeschaut, Joel?«

Ich wandte mich um und sah, dass Nate Schiff, der Leiter der Spurensicherung, neben mich getreten war. Schiff war einer der Männer im Hasenkostüm. Er deutete mit dem Finger auf eine Wand des Behandlungszimmers, die voller Blut war. »Sehen Sie sich die Wand genau an.«

Ich musterte den roten Streifen, der sich wie die Wölbung eines Regenbogens über die Wand zog.

»Alles rausgepumpt.« Schiff schnaubte. »Es gibt nur eine einzige Möglichkeit, dass das so spritzt. Eine Arterienblutung. Und zwar eine gewaltige!«, flüsterte er voller Bewunderung. Im

Gegensatz zu einigen anderen, die ständig mit Toten arbeiten, war Schiff keineswegs morbid, doch als Wissenschaftler schätzte er die physikalischen Aspekte seines Aufgabenbereichs – und der bestand nun einmal darin, einen Tatort zu untersuchen.

Ich betrachtete Stanley, konnte aber durch all das Blut und Gewebe hindurch keine Wunde entdecken. Schiff sah mir die Unsicherheit an und legte zwei Finger an seinen Hals, als wolle er seinen Puls messen. »Die Halsschlagader. Nach der Aorta die größte Arterie im ganzen Körper.« Da ich Medizin studiert hatte, war das nicht gerade neu für mich, doch ich wollte Schiff nicht unterbrechen, wenn er einmal in Fahrt war. »Eine frisch verletzte Halsschlagader verspritzt das Blut fast drei Meter weit. Man verliert bis zu sieben Liter in weniger als einer Minute. Es ist, als ob man einen Gartenschlauch aufschlitzt.« Er presste die Lippen aufeinander und gab überflüssigerweise ein zischendes Geräusch von sich.

Schiff trat in das Behandlungszimmer. Ich holte tief Luft und folgte ihm. Den dunklen Flecken auf dem Teppich ausweichend, gingen wir bis zu den Füßen des Opfers. Aus der Nähe sah Stanley weniger aus wie jemand, der auf der Straße überfahren worden war, sondern eher wie der Mensch, den ich kannte, wodurch sein Anblick noch verstörender wurde. Um mich abzulenken, konzentrierte ich mich auf die forensischen Details. »Nur ein Schuss?«

»Nur einer, der ihn getroffen hat.« Schiff zuckte mit den Schultern. »Aber der Täter hat noch einen weiteren Schuss abgegeben. Das Projektil steckt in der Wand.« Er deutete auf einen kleinen Krater in der Wand über der Tür hinter uns. »Ich habe keine Ahnung, was hier vor sich ging. Niemand schießt aus so kurzer Entfernung so schlecht.«

»Stanley stand, als er erschossen wurde?«

»Man kann genau erkennen, wie er stürzte.« Schiff zog mit

der Hand einen großen Kreis, wobei er eher wie ein Innenarchitekt aussah, der einen Kunden auf die farbliche Gestaltung eines Zimmers aufmerksam macht, als ein Experte der Spurensicherung, der eine Hinrichtung beschreibt. »Das Opfer steht vor seinem Schreibtisch. Wumm!« Er gab mit seinem Zeigefinger einen imaginären Schuss ab. »Es wird seitlich am Hals getroffen, schwankt und stürzt nach links. Jetzt spritzt das Blut mit ungeheurem Druck aus seinem Körper. Folgen Sie einfach dem Strahl. Sehen Sie die Blutspuren an der Wand, auf dem Stuhl und auf dem Teppich?« Schiff stellte pantomimisch dar, wie Stanley zusammengebrochen war. »Das Opfer stürzt mitten in seiner Drehung.«

»Und die anderen Verletzungen? Offensichtlich stammen die nicht allein von dem Sturz.«

»Wenn er nicht gerade aus einem Flugzeug gefallen ist, nein.« Schiff kicherte. Dann räusperte er sich und blickte zur Seite, denn ihm war wohl eingefallen, dass der Verstorbene und ich Freunde gewesen waren. »Ich könnte mir vorstellen, dass unser Täter ihn so übel zugerichtet hat, als er schon auf dem Boden lag.«

»Womit?«

»Keine Ahnung. Irgendeinem stumpfen Gegenstand. Einem Rohr? Vielleicht etwas Schwererem. Er hat jedenfalls nicht mit der Pistole zugeschlagen.«

»Wurde er vor oder nach seinem Tod geschlagen?«

»Schwer zu sagen. Auch das sollte die Autopsie klären.«

Schiff trat von einem Fuß auf den anderen. Ich sah, wie er nervös wurde. Er hatte eine wahre Goldgrube an Hinweisen auf den Täter vor sich und wollte wahrscheinlich keinen einzigen davon verpassen, indem er sich mit mir unterhielt. Ich bat ihn, mich einen Augenblick allein zu lassen. Er nickte knapp und ging.

Ich stand nur da und starrte auf die sterblichen Überreste des Menschen, der mein Leben fast mehr als jeder andere beeinflusst hatte. Ein Mann, der mich so sehr an meinen Vater erinnerte, dass ich die beiden manchmal verwechselte. Ich sah über die Verstümmelung hinweg und stellte mir Stanleys junges Gesicht vor, das nicht schön, aber markant gewesen war. Er hatte buschige Augenbrauen, haselnussbraune Augen, eine lange Nase und einen Bart, der dunkler war als sein vollständig ergrautes Haar. Sein Gesicht war Respekt einflößend, und doch konnte es ebenso Sympathie, Verständnis und Vertrauen ausstrahlen. Besonders Vertrauen. Über die Jahre hinweg hatte es viele, viele Menschen gegeben, die ihr Leben in diese Hände gelegt hatten, die jetzt verdreht über seinem Kopf auf dem Boden ruhten.

Eine vertraute Stimme beendete die Stille. »Doc?«

Ich sah, dass Dev gekommen war. Neben ihm stand eine Frau, die fast so groß war wie er, jedoch ohne eine Spur seines Bauchansatzes. Sie hatte ihr hellbraunes Haar mit Spannen nach hinten gesteckt. Ihr Kinn war kräftig und das Gesicht eher schmal. Ihre Hautfarbe erinnerte an Milch und Honig, und ihre Sommersprossen betonten ihre hohen Wangenknochen und ihre eindringlichen grünen Augen. Die kleinen Falten auf ihrer Stirn und in ihren Mundwinkeln deuteten an, dass sie erfahrener und älter war als die Anfängerin Mitte zwanzig, für die man sie im ersten Augenblick halten konnte. Sie nickte mir kurz zu, bevor sie ihren gelassenen Blick erneut dem Opfer zuwandte.

Dev betrachtete mich düster, was untypisch für ihn war. »Ist mit Ihnen alles in Ordnung?«

»Könnte schlimmer sein.« Ich räusperte mich und zuckte mit den Schultern, um die Woge der Emotionen abzuschüteln. »Schließlich hätte ich das sein können.«

Dev lachte leise, aber ich glaube, seine Kollegin warf ihm einen missbilligenden Blick zu.

Als wollten wir aus Stanleys Hörweite gelangen, verließen wir das Zimmer und unterhielten uns auf dem Gang, doch die Tür blieb offen, sodass die Leiche noch immer deutlich zu sehen war. »Dr. Ashman, ich möchte Ihnen meine Arbeitspartnerin Detective Claire Shepherd vorstellen.« Dev deutete von mir auf sie. »Claire ist eben erst zur Mordkommission gekommen.«

Ich gab ihr die Hand. »Nennen Sie mich Joel.«

»Erfreut, Sie kennenzulernen, Joel.« Claire schüttelte meine Hand mit festem Griff, doch erwiderte sie mein Lächeln – möglicherweise wegen meiner früheren Bemerkung – nicht.

»Der Doc berät uns bei Mordfällen«, erklärte Dev. Sein Südstaatenakzent war auch nach fünfundzwanzig Jahren im pazifischen Nordwesten noch nicht verschwunden. »Er arbeitet als Profiler für uns. Gelegentlich ist er ganz nützlich.«

»Bitte nicht ganz so viel Lob, Dev. Das ist mir peinlich.«

Devs Lächeln verschwand. »Joel und das Opfer waren Freunde«, sagte er zu Claire. »Sie hatten eine gemeinsame Praxis.«

Claire runzelte die Stirn, und ihre einfühlsamen grünen Augen wurden größer. »Oh, Joel, das ist schrecklich.«

»Ja«, sagte ich und wandte den Blick ab.

»Tut mir leid, Sie so spät noch hierher zu bemühen.« Dev räusperte sich. »Ich dachte, Sie könnten uns ein paar vorläufige Hinweise für unsere Ermittlungen geben.«

»Ich war sowieso wach«, sagte ich unverbindlich.

Das geschäftsmäßige Blinzeln und Stirnrunzeln Devs zeigte mir, dass die Zeit der Beileidsbezeugungen vorbei war. »Doc, wie sehen Sie die Sache?« Er deutete auf das blutige Chaos im Zimmer. Ich versuchte mich zu konzentrieren – die Tatortmerkmale bilden die Basis, wenn man ein psychologisches



Profil des Täters erstellen will – , doch eine Mischung aus Gefühlen und Erinnerungen trübte meine Einschätzung. Alles, was ich zusammenbrachte, war: »Es sieht nicht so als, als sei jemand zufällig über Stanley gestolpert, als er hier einbrechen wollte.«

»Scheiße, nein«, knurrte Dev.

»Wie ist er denn reingekommen?«, fragte ich zögernd.

»Er hat eine Scheibe neben dem Eingang eingeschlagen«, sagte Dev. »Das Glas war nicht mal verstärkt. Und das Gebäude hat keine Alarmanlage. Die Sicherheitsvorkehrungen hier sind ein Witz.«

»Und das ist noch längst nicht alles.« Ich erzählte den beiden von der frei zugänglichen Garage und den Schwierigkeiten, die wir bereits mit Einbrüchen gehabt hatten. Dann kam ich zurück auf seine erste Frage. »Der Killer hat Stanley in den Hals geschossen, und dann hat er sich die Mühe gemacht, ihn so schwer zusammenzuschlagen, dass er ihn gewissermaßen ein zweites Mal umgebracht hat.«

Claire nickte, ohne den Blick von der Leiche zu wenden. »Der reinste Gewaltakt.«

»Genau«, sagte ich. »Reine Wut. Und ich glaube nicht, dass wir es hier mit einem eifersüchtigen Ehemann oder einem betrogenen Geschäftspartner zu tun haben. Die Sache ist weitaus irrationaler.«

Dev nickte. »Damit meinen Sie einen seiner durchgeknallten Patienten, richtig?«

Ich war nicht in der Stimmung, mich auf eine Diskussion über Stanleys politisch unkorrekte Wortwahl einzulassen. »Sie müssen auf jeden Fall seine Patienten als mögliche Täter in Erwägung ziehen. Stanley nahm jeden, der gerade kam.«

Claire hielt den Kopf schräg. »Und was bedeutet das?«

»Heutzutage haben sich die meisten Psychiater spezialisiert.

Eine eigene Praxis, Geriatrie, Arbeit in einer Klinik, forensische Psychiatrie und so weiter. Stanley nicht. Er hat alles gemacht. Dieser Mann ist – er war – ein Gigant in seinem Fach.«

»Aber es fällt Ihnen niemand Spezielles ein, Doc, hm?«, fragte Dev.

Ich zögerte.

Dev reagierte auf meine Unentschlossenheit. »Doc?«

Ich brauchte Zeit, um mir über alles klar zu werden, also sagte ich: »Er war seit fünf Jahren geschieden. Keine Kinder. Kam finanziell gut zurecht. Fast jeder mochte ihn.«

Claire betrachtete mich fragend aus schmalen Augen. »Fast jeder?«

»Seine Kollegen respektierten ihn«, sagte ich. »Was seine Patienten betrifft, nun, das ist eine andere Geschichte.«

»Oh?« Dev nagte an seinen Lippen. »Warum das denn?«

»Stanley beschäftigte sich mit Aggressionstherapie. Genau genommen war er einer der Pioniere auf diesem Gebiet.«

Dev deutete auf Stanleys zusammengeschlagene Leiche. »Ich denke, es besteht durchaus die Möglichkeit, dass unser Killer eine Aggressionstherapie dringend nötig hatte«, sagte er trocken.

»Und Stanley hat als Konsiliarius für das Western State Hospital gearbeitet.« Ich wandte mich an Claire, um die Sache zu erklären. »Dort werden gewalttätige Kriminelle mit einer psychiatrischen Diagnose untergebracht. Patienten der forensischen Psychiatrie.«

Claire nickte höflich, aber mir schien, als wisse sie über das Western State Bescheid. Ich hätte mir in den Hintern treten können, weil sich das so herablassend angehört haben musste, und gleichzeitig fragte ich mich, warum ich ausgerechnet in so einer Nacht auch nur einen Gedanken daran verschwendete, wie ich auf andere wirkte. »Auch ich habe mit diesen forensi-

schen Patienten gearbeitet«, sagte ich. »Glauben Sie mir, bei ein paar von denen würden Sie es sich wirklich nicht wünschen, dass die irgendeinen Groll gegen Sie hegen.«

»Wir sollten herausfinden, ob einige von ihnen in letzter Zeit entlassen worden sind«, sagte Dev.

Claire deutete auf Stanleys Arme. »Joel, was ist mit seinen Händen und den Handgelenken?«, sagte sie. »Was hat das zu bedeuten?«

»Manchmal sieht man so bizarre Positionen bei Ritualmorden.« Ich zuckte mit den Schultern. »Aber der übrige Tatort passt nicht zu einem Ritualmord.«

Wir schwiegen einen Augenblick, während wir auf Stanleys gebrochene Handgelenke und seine zerschmetterten Finger starrten. »Ich hoffe, dass unser Täter eine leicht zu identifizierende Spur hinterlassen hat«, seufzte Dev schließlich. »Ich weiß jetzt schon, dass wir eine lange Liste von Verdächtigen durchgehen müssen.«

Ich betrachtete die Blutspritzer an der Wand, anhand derer sich Stanleys Sturz verfolgen ließ.

»Sie beide standen sich nahe, nicht wahr?« Wieder legte mir Dev die Hand auf die Schulter.

Ich nickte, ohne mich von der Wand abzuwenden. »Wir haben uns viele Jahre lang eine Praxis geteilt. Wir waren Partner und gute Freunde.«

Mir war noch nicht klar, wie ich den anderen sagen sollte, dass wir auch eine gemeinsame Patientin gehabt hatten. Offiziell war sie zunächst Stanleys Patientin, bevor sie zu mir kam. Und sie blieb meine Patientin, bis sie von der Aurora Bridge sprang.

*Ich begegnete Angela Connor zum ersten Mal fast auf den Tag genau ein Jahr, bevor Stanley ermordet wurde. In jener Nacht, in*

der ich sie kennenlernte, hatte ich wie üblich Bereitschaftsdienst in der Notaufnahme der Psychiatrie des Swedish Hospital.

Als ich zusah, wie der Mann vom Sicherheitsdienst die Tür zu Angelas Ruhigstellungsraum aufschloss, fragte ich mich, was mich darin erwarten würde. Ruhigstellungsräume sind öde kleine Zimmer, in denen diejenigen Patienten sicher untergebracht werden, die für sich und andere eine Gefahr darstellen, und üblicherweise geht es darin gar nicht ruhig zu. Doch als der Wachmann die schwere Tür geöffnet hatte, sah ich, dass Angela stumm auf der Matratze saß, die sich auf der in die Wand eingelassenen Pritsche befand. Sie hatte die Knie gegen die Brust gezogen und sich vom Hals abwärts in eine Decke gewickelt. Sie sah mich nicht an, als ich näher kam. Sogar als ich mich vor ihren Füßen auf die Kante der Pritsche setzte, starrte sie unverwandt geradeaus und schaukelte leicht vor und zurück, als sei sie noch immer allein.

»Angela?«

Keine Antwort.

»Angela, ich bin Dr. Ashman.«

Immer noch nichts.

»Ich bin Psychiater.«

Sie stieß ein grunzendes Gelächter aus, ließ aber nicht erkennen, ob das als Antwort auf meine Bemerkung gedacht war.

Eine der wunderbar einfachen Regeln bei einem psychiatrischen Gespräch lautet: Wenn du nichts Sinnvolles zu sagen hast, halt den Mund. Ich nutzte ihr Schweigen und betrachtete meine neue Patientin, während sie mich auch weiterhin ignorierte.

Angelas kurzes Haar stand ihr zerzaust vom Kopf ab. Ihr müdes Gesicht war ungeschminkt, und ihre Lippen waren rissig und blutig. Trotz ihrer ungepflegten Erscheinung konnte ich sehen, dass sie sehr hübsch war: hohe Wangenknochen, Stupsnase, volle Lippen, blaugraue Augen und kurzes, pechschwarzes Haar. Weil ich mir ihre Akte angesehen hatte, wusste ich, dass sie fünf-

undzwanzig war; hätte ich das nicht getan, hätte ich sie jünger geschätzt.

Nach mehreren schweigsamen Minuten blinzelte Angela schließlich. »Wann kann ich gehen?«, sagte sie. Ihre Stimme klang heiser, was von dem Endotrachealtubus herrührte, den man ihr vor Kurzem zwischen den Stimmbändern hindurchgeschoben hatte und der mit einem Beatmungsgerät verbunden gewesen war.

»Angela, verstehen Sie, was es bedeutet, dass Sie zur Beobachtung hier sind?«, fragte ich.

Sie zuckte mit den Schultern. »Es bedeutet nicht, dass ich mit Ihnen reden muss.«

Stimmt. Entsprechend der Gesetze dieses Bundesstaats können wir jeden Menschen, von dem wir glauben, dass von ihm eine Gefahr für ihn selbst oder für andere ausgeht, zweiundsiebzig Stunden lang gegen seinen Willen festhalten. Während dieser Zeit können wir ihn in seinem Bett festschnallen, ihm Medikamente verabreichen, ihn zwangsernähren oder ihn sogar einer Elektroschocktherapie unterziehen, aber wir können ihn nicht dazu zwingen, mit uns zu reden.

»Angela, warum ausgerechnet Amitriptylin? Das hat man Ihnen nicht mal verschrieben.«

Wieder ein Schulterzucken.

»Warum haben Sie nicht einfach alles geschluckt, was man Ihnen an Fluquil verschrieben hat?«

»Haben Sie schon mal jemanden gesehen, der an einer Überdosis Fluquil gestorben ist?«, fragte sie.

»Nein.«

Sie zog die Decke enger um sich.

»Aber Sie sind nicht tot«, gab ich ihr zu verstehen.

»Diesmal nicht«, antwortete sie. »Die haben mir gesagt, dass es ganz schön knapp war.«

»Sehr knapp«, bestätigte ich. Ohne einen aufgeweckten Arzt

in der Notaufnahme, ein Beatmungsgerät und eine Infusion mit Natriumbikarbonat und Kalium wäre sie zweifellos gestorben. Doch abgesehen von einer tiefen Verbrennung an ihrem Rücken, die wohl daher rühren mochte, dass sie direkt neben einem elektrischen Heizgerät ohnmächtig geworden war, hatte sie ihre Überdosis ohne größere physische Schäden überlebt.

»Haben Sie vor, es nochmal zu versuchen?«, fragte ich.

Angela ließ den Kopf in die Decke sinken und seufzte.

»Wie würden Sie es das nächste Mal versuchen?«

»Eine Pistole? Ein Seil? Kohlenmonoxid? Was spielt das schon für eine Rolle?«

»Wie Sie selbst gesagt haben, sind einige Methoden nicht besonders erfolgreich.«

»Ich mache nicht zwei Mal denselben Fehler«, sagte sie, ohne aufzusehen.

»Welche anderen Fehler haben Sie denn gemacht?«

»Was für eine typische Frage für einen Psychoklempner!« Sie schüttelte den Kopf. Dann hob sie zum ersten Mal nach fünfzehn Minuten den Kopf und sah mich an. Ihr Blick war herausfordernd. »Wenn Sie's genau wissen wollen, mein letzter großer Fehler war, mit einem von euch zu sprechen.«

Mir war klar, dass ich auf diese provozierende Antwort eingehen müsste, doch das würde ich erst später tun, wenn wir eine Vertrauensbasis aufgebaut hatten. Ich wechselte das Thema. »Angela, wo sind Sie aufgewachsen?« Gesprächsregel Nummer zwei: Im Zweifelsfall immer über die Kindheit reden.

»Und los geht's«, stöhnte sie und wandte den Blick ab. »Ich werde es Ihnen einfach machen. Ich bin hier in der Stadt aufgewachsen, in einer stabilen Familie der oberen Mittelschicht. Daddy war ein erfolgreicher Anwalt, Mom Hausfrau. Zwei Geschwister – eine ältere Schwester und ein jüngerer Bruder. Alles in allem war ich ein glückliches Mädchen, das geliebt wurde.« Sie

unterbrach sich und fügte dann hinzu, als sei es ihr nachträglich eingefallen: »Okay, Daddy hat mich gefickt, seit ich elf war, und das war natürlich keine große Hilfe, aber hey, niemand hat eine perfekte Kindheit, oder?«

Inzestvorwürfe schockieren mich nicht mehr, aber ich konnte mich nicht daran erinnern, jemals einen in so einem Zusammenhang gehört zu haben. Es gelang mir, meine Überraschung zu verbergen, denn ich spürte, es wäre das Beste, keinerlei Reaktion zu zeigen.

»Die Highschool war kinderleicht«, fuhr sie fort, als beschrieb sie eine absolut gewöhnliche Jugend. »Keine Essstörungen. Keine Probleme mit Drogen oder Alkohol. Keine Vergewaltigung bei einer Verabredung oder dergleichen. Ich ging im Osten aufs College, aufs Queens College, mit einem Stipendium. Ich brauchte etwas Distanz zu dem alten Herrn, Sie verstehen schon.« Sie hob den Kopf und sah mich herausfordernd an. »Abschluss summa cum laude. Mit meinen Noten und Daddys Verbindungen hätte ich überall Jura studieren können, aber ich entschied mich dagegen.«

»Warum?«

Wieder senkte sie den Blick auf die Decke. »Sie denken, ich wollte Dads Handlungen nicht rechtfertigen, indem ich in seine Fußstapfen trat, stimmt's?«

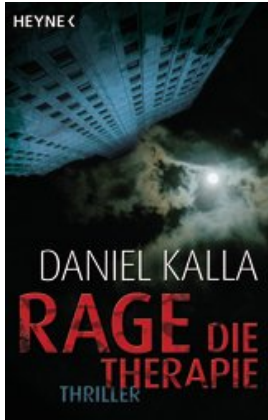
»Sie wissen nicht, was ich denke.«

Sie fuhr sich mit der Hand durch ihr kurzes Haar. »Gut möglich, dass Sie denken, wie großartig es wäre, mit mir zu ficken.«

Diesmal konnte ich meine Überraschung nicht verbergen. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Das ist die Geschichte meines Lebens. Die Männer wollen mich immer. Und ehrlich gesagt ist das meistens durchaus ein Segen.«

»Was ist nach dem College passiert?«, fragte ich, um irgendwie die Verbindung zwischen uns aufrechtzuerhalten.



Daniel Kalla

**Rage - Die Therapie**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43312-0

Heyne

Erscheinungstermin: April 2008

Im Abgrund der menschlichen Seele

Als ein bekannter Psychiater in Seattle bestialisch ermordet wird, fällt der Verdacht auf einige seiner Patienten – darunter Psychopathen und Mörder. Dr. Joel Ashman von der Mordkommission wird mit dem Fall beauftragt und taucht bei seinen Nachforschungen in eine gefährliche Welt. Schließlich trifft er auf eine junge Frau, in deren dunkler Vergangenheit der Schlüssel zur Lösung liegt...